

# DIRK ROSSMANN

»... dann bin ich auf den  
Baum geklettert!«

VON AUFSTIEG, MUT UND WANDEL



*manch mit einer Füllung drin.*

Auch über Geld habe ich so meine kleinen Reime erdacht:

*Das Geld, das Geld, das Geld,  
das wandert durch die Welt.  
Es springt über Stock und Stein  
und setzt sich für des Menschen Leben ein.  
Das Geld braucht aber auch mal Ruh,  
deswegen schließen wir es fest im Sparkassenbuch zu.*

Nun gut, der Sprachrhythmus mag noch nicht ganz so optimal gewesen sein, aber ich war auch erst neun oder zehn Jahre alt. Wenn es darum ging, ein paar Mark zu verdienen, war ich immer schon erfindungsreich.

Die elterliche Drogerie war eine weitere Geldquelle. Mein Bruder und ich machten uns hier nützlich und bekamen dafür ein bisschen Geld. Zum Beispiel, indem wir kleine Plastikbeutel mit Kosmetikproben packten. Die Pröbchen erhielten wir von den verschiedenen Herstellern, wenn sie neue Marken einführen wollten. Axel und ich saßen dann stundenlang zu Hause, vor uns Berge dieser Produktproben, und packten jeweils fünf verschiedene von ihnen – von Biox-Ultra Zahnpasta bis Fa-Seife – in die Beutel, die wir anschließend mit einer Klemme verschlossen. Für jeden fertigen Beutel gab es einen Pfennig Lohn. Hatte ich die Woche über genug Geld angespart, kaufte ich am Samstag eine Tafel Schokolade, die wurde brüderlich geteilt. Ein Höhepunkt der Woche.

Denke ich an unsere Drogerie zurück, sehe ich auch den eisernen Warenautomaten vor mir, mehr als zwei Meter hoch und auf Rollen stehend. Er befand sich im Eingangsbereich und war mit Eisenstäben befestigt, damit man ihn nicht klauen konnte. Der Automat hatte acht Schubladen, aus denen man, wenn man Geld einwarf, Produkte ziehen konnte. Bei sieben der acht Schubladen wusste ich ganz genau, was sich in ihnen befand: Sahnebonbons, Filme, Schokolade und so weiter. Nur bei der achten Schublade, da war mir der Inhalt lange Zeit ein großes Mysterium. Es handelte sich um Kondome der Marke Fromms. Natürlich war ich neugierig, habe aber meine Eltern nicht gefragt, weil ich fühlte, dass das nicht gewünscht war. Kondome waren ein Tabu, darüber redete man nicht. Die Menschen in den Fünfzigerjahren waren, wie gesagt, verklemmt.

Das Haus, in dem sich unsere Drogerie befand, war ein kleiner einstöckiger Bau, den man nach Ende des Krieges schnell hochgezogen hatte. Obendrauf befand sich ein leicht schräges Dach, zu dem man hinaufklettern konnte. Die Verkaufsfläche war vielleicht zwanzig Quadratmeter groß, mit einem Tresen im Zentrum und Regalen aus Holz bis unter die Decke. Alles Klein-Klein. In den Schubladen war ein Sammelsurium von Produkten. Manche von ihnen kennt man heute noch, die NIVEA-Creme in der blauen Dose oder die marmorierte Fa-Seife, andere sind längst verschwunden. Wenn Kundinnen kamen, die für damalige Zeiten »heikle« Produkte kaufen wollten, zum Beispiel Damenbinden, bestanden sie darauf, ausschließlich von meiner Mutter bedient zu werden. Einen männlichen

Verkäufer zu fragen, das wäre ihnen im Traum nicht eingefallen. Hochnotpeinlich. Die Damenbinden waren entsprechend diskret ganz unten in einer der Schubladen verstaut. Die Menschen hatten eine Scheu, Dinge beim Namen zu nennen. Selbst nach Toilettenpapier zu verlangen, war vielen unangenehm.

Meine Mutter Hilde war die Chefin im Laden. Man würde heute sagen: Sie hatte die Hosen an. Wie bei uns zu Hause wurde auch im Geschäft jeder Pfennig mindestens zwei-, eher dreimal umgedreht. So mussten beispielsweise die ohnehin schon winzigen Tesa-Etiketten in einer Größe von 1 cm x 5 mm, die wir als Preisschilder verwendeten, auf Anweisung meiner Mutter mit einer Nagelschere nochmals halbiert werden. Auf diese Etikettchen schrieb sie akribisch in winzigen Ziffern die Preise der Produkte.

Finanziell gesehen stand die Drogerie meines Vaters immer auf der Kippe. In Zahlen las sich das so: Wir hatten ungefähr 50000 D-Mark auf der Habenseite, damit waren die Waren im Laden und im Lager gemeint. Gleichzeitig saßen wir aber auch auf einem Schuldenberg von 50000 D-Mark – auf diese Summe beliefen sich die Kredite bei Banken und Großhändlern. Einmal im Jahr, immer am 31. Dezember, stand die große Inventur an, dann musste der komplette Warenbestand durchforstet und in einer Inventurliste aufgelistet werden. Dabei halfen mein Bruder und ich. Mir wurde die Aufgabe übertragen, die Waren, die auf dem Dachboden gelagert wurden, aufzulisten – es handelte sich um Damenkosmetik, die einen Wert von 5000 D-Mark gehabt hätte. Ich verwende bewusst den Konjunktiv. Denn die Cremes lagerten schon seit Ewigkeiten auf unserem Dachboden. Sie waren alt und ranzig, ihre Verpackungen beschädigt, als hätten Ratten an ihnen genagt. Kurzum, was ich da fand, war unverkäufliche Ware und nicht dazu geeignet, die Haut der Kundin zu pflegen. Es handelte sich übrigens um Produkte von Olga Tschechowa, sie war vor dem Krieg eine berühmte Schauspielerin gewesen und hatte eine eigene Kosmetikmarke. Meinen Vater interessierte das nicht.

»Schreib alles ganz genau auf, drei Cremes hiervon und acht davon, und so weiter.«

»Aber wieso? Das verstehe ich nicht. Die Ware ist völlig wertlos, die Cremetuben sind verrottet, die kauft uns doch kein Mensch mehr ab«, widersprach ich.

»Ja, das weiß ich selbst«, sagte er, »aber das ist egal. Wir müssen sie trotzdem auf der Aktivseite unserer Bilanz aufführen. Wir brauchen diese Werte im Warenlager. Ansonsten sind wir nämlich überschuldet, und wenn wir überschuldet sind, gehen wir pleite.«

Das alles kam mir schon im Alter von zehn Jahren suspekt vor. Tatsache aber war, unsere Drogerie stand stets kurz vorm Konkurs. Völlig absurd und riskant – und für keinen von uns nachvollziehbar: In dieser engen finanziellen Situation schaffte sich mein Vater für 10000 Mark auf Kredit einen Mercedes an. Dieser Wagen war sein ganzer Stolz. Lange sollte seine Freude darüber aber leider nicht währen ...

## Die fünf Idioten

Die I5, die fünf Idioten, nannten wir uns, meine Freunde und ich. Wir kannten uns von klein auf aus der Nachbarschaft, und ich war der Chef der I5. Unser Refugium war die Eilenriede. Der wunderbare Stadtwald war ein Paradies für uns Kinder, riesengroß, auf einer Fläche von mehr als 600 Hektar. Hier fühlten wir uns zu Hause. Im Zweiten Weltkrieg war er im Bombenhagel ebenfalls schwer beschädigt worden, zu zwei Dritteln wurde er zerstört. Aber es gab hier keine Ruinen, keine zerbombten Häuser. Die Natur holte sich zurück, was ihr gehörte. Alles wuchs wild und ungestüm. Einmal im Jahr wurde das Gebiet abgesperrt, weil dann das berühmte Eilenriede-Motorradrennen auf einem fünf Kilometer langen Rundweg stattfand, das war jedes Mal eine spannende Angelegenheit. Letztlich boten sich uns hier Abenteuermöglichkeiten ohne Ende.

Die I5 trafen sich fast jeden Tag nach der Schule im Wald. Wir sind die Bäume rauf- und wieder runtergeklettert, wie die Affen, was mir Jahre später bei meiner Protestaktion bei der Bundeswehr zugutekam. Ich kann mich auch daran erinnern, dass wir einmal einen toten Hasen fanden. Wir banden seine Beine an einem Stock zusammen und trugen ihn wie bei einer feierlichen Prozession die Podbielskistraße entlang, bis hin zur Polizeistation, wo wir den Hasen abgaben. Einmal zündete ich im Sommer an einer Schonung ein Feuer an, welches über einen Zaun übergriff. Ich bekam Panik, weil sich das Feuer immer weiter ausbreitete und ich durch den Zaun eingeschlossen war. Ich musste irgendwie auf die andere Seite gelangen, um es wieder zu löschen. Es hatte lange nicht geregnet, und ich dachte, ich würde den ganzen Hannoverschen Stadtwald abfackeln. Irgendwie schaffte ich es dann aber, die Flammen auszutreten.

Es war also immer etwas los bei den fünf Idioten, die ihrem Namen alle Ehre machten. Wir stellten verrückte Dinge an, nahmen uns selbst aber auch nicht so ernst. Als wir aus der Rubensstraße wegzogen, verloren wir uns aus den Augen. Einer der Schulfreunde aus dieser Zeit hieß Frank Bahr. Fünfundvierzig Jahre lang hatten wir keinerlei Kontakt, bis er sich vor ein paar Jahren plötzlich bei mir meldete. Ich erfuhr, dass auch sein Leben spannend geblieben war. Nicht nur hatte er vierzig Schulbücher geschrieben, sondern sage und schreibe 140 Länder auf allen fünf Kontinenten bereist. Mir hatte das so gut gefallen, dass ich ihn fragte, ob er seine Reiseberichte nicht in unserem Kundenmagazin veröffentlichen wolle. Seitdem schreibt er im *Centaur*. Ein Kreis hat sich geschlossen.

Auch Fußball war ein großes Thema meiner Kindheit und Jugend. Regelmäßig ging ich zu den Spielen von Hannover 96. Hannover 96 – das war schon immer der Verein, für den mein Herz schlug. So sehr ich diesen Sport liebte, so untalentierte war ich als Junge auf dem Fußballplatz. Ich gebe es unumwunden zu: Als Spieler war ich eine Niete. Das wussten auch alle anderen, weswegen ich jedenfalls in dieser Eigenschaft nicht zum Einsatz kam. Unser Tor bestand aus einem Baum als Pfosten auf der einen Seite und mir, der entsprechend positioniert wurde, auf der anderen Seite. Als Torpfosten war ich offenbar nützlicher denn als Feldspieler. Irgendwann wurde mir das alles aber zu blöd. Weder konnte ich gut Fußball

spielen, noch war ich Teil der Gemeinschaft. Daher gab ich mit elf Jahren den Fußball auf und entdeckte eine andere sportliche Betätigung.

Meine Mutter hatte die Idee, ich solle es mit Tennis versuchen. Sie brachte mich zum Tennisverein Grün-Weiss Hannover, einem kleinen Verein am Stadtrand, den es heute noch gibt, mittlerweile ist er einer der größten Tennisvereine in der Umgebung. Tennisspielen war damals übrigens keine elitäre oder teure Angelegenheit, sodass wir uns das leisten konnten. Tennis war genau mein Ding. Dieser Sport lag mir, ich wurde immer besser. Und meine Tennisleidenschaft ist seit damals ungebrochen; noch heute spiele ich mindestens einmal in der Woche. Meistens mit meinem guten Freund Martin Kind, manchmal auch mit Gerhard Schröder.

An dieser Stelle ein paar Worte zu Martin Kind, mit dem mich eine tiefe Freundschaft – und der Fußball – verbindet. Heute gehören mir als Gesellschafter rund 20 Prozent des Bundesligisten Hannover 96. Das hätte ich selbst nicht für möglich gehalten, hatte ich damals doch als Torpfosten erhalten müssen. Martin Kind ist seit vielen Jahren Präsident von Hannover 96. 1970 übernahm er das Hörgeräte-Fachgeschäft seines Vaters und baute ein Imperium auf. Der Name »Kind« ist heute ein Synonym für Hörgeräte – »Ich hab ein KIND im Ohr«, diesen Werbespruch kennt fast jeder.

Martin und ich lebten viele Jahre quasi Tür an Tür, wir beziehungsweise unsere Firmenzentralen waren Nachbarn in Burgwedel. Irgendwann liefen wir uns bei einer Veranstaltung durch Zufall über den Weg, kamen ins Gespräch und verstanden uns auf Anhieb gut. Eine sehr intensive Freundschaft entstand, die geprägt ist von einem tiefen Vertrauen und von einem sehr ähnlichen unternehmerischen Denken. Wir stehen fast täglich auf die eine oder andere Weise in Kontakt. Entweder wir spielen Tennis, Schach oder Skat, oder wir gehen wandern, treffen uns zum Essen oder telefonieren nur miteinander. Martin sagte einmal, seine Frau habe sich schon scherzhaft beklagt, er rede mehr mit mir als mit ihr.

Möglicherweise hätten wir uns in jungen Jahren nicht in dem Maße angefreundet, wie es später der Fall war, weil wir früher noch ganz andere Prioritäten gesetzt haben. Jetzt, so Martin Kind, seien wir in einem Alter, in dem man echte Freundschaft zu schätzen wisse, auch würden wir uns die Zeit nehmen, um sie zu pflegen. Er ist zwei Jahre älter als ich, aufgewachsen in Burgwedel; die Gegend war einst landwirtschaftlich geprägt, im Krieg wurde kaum etwas zerstört, anders als ich es in Hannover als Kind erlebte. Unsere Werdegänge weisen viele Parallelen auf, auch wenn wir ganz verschieden sind. Martin Kind: »Beide haben wir aus dem Nichts und allein mit Willen und Leistungsbereitschaft ein Unternehmen aufgebaut, zwar in unterschiedlichen Märkten, aber wir haben vergleichbare Erfahrungen gemacht. Wir fingen beide bei null an. Du lebst in manchen Bereichen viel intensiver als ich, du liest Bücher, vielleicht als Ausgleich zum Job, ich könnte nie ein Buch mit 500 Seiten lesen. Aber ich lerne viel von dir, denn du lässt mich an deinen Erfahrungen teilhaben.«

Ich wiederum bewundere an ihm, wie er, der als Hannover-96-Präsident viele Kämpfe ausficht, Standhaftigkeit und Haltung beweist. Im Lauf der Jahre haben wir verschiedene

gemeinsame Unternehmungen auf den Weg gebracht. Eine davon entstand aus ganz eigennützigem Interesse. Die Tennishalle in Burgwedel, in der wir immer spielten, war irgendwann ziemlich marode geworden. Eines Tages fragte mich Martin, ob wir sie nicht kaufen sollten. Ich sagte: »Hast du 'nen Vogel? Mit so was belasten wir uns erst gar nicht.« Immer wieder kam er mit der Tennishalle an, jedes Mal sagte ich Nein. Es dauerte ein halbes Jahr, dann war ich so weit. Wir kauften die Halle und das Gelände und renovierten alles.